

# **Sozialisation von Emotionen: Einführung in den Themenschwerpunkt**

---

Gisela Trommsdorff

Ein Schwerpunktheft zum Thema Emotionen und Sozialisation soll nicht nur dokumentieren, daß das Thema Emotionen weiterhin von hoher Aktualität ist. Hier soll vor allem vermittelt werden, warum Emotionen für die Sozialisationsforschung ein wichtiges Forschungsgebiet darstellen, auch wenn dies bisher zu wenig berücksichtigt wird.

Emotionen gehen einerseits ein in Sozialisationsprozesse, und andererseits werden sie durch Sozialisationsprozesse vermittelt. In der Sozialisation erworbene Erfahrungen bewirken, daß bestimmte Situationen mit eher positiven oder mit eher negativen Emotionen verbunden werden und Handlungen auslösen: In Leistungssituationen kann man z. B. Stolz oder Scham erleben; die beobachtete Hilfsbedürftigkeit eines anderen kann Mitleid oder Unwohlsein auslösen.

Nun wäre es zu einseitig, anzunehmen, daß je nach Sozialisationsbedingungen Emotionen in verschiedener Weise entwickelt und handlungswirksam werden. Das würde bedeuten, daß im Sinne des „tabula rasa“ Modells die Entwicklung von Emotionen von der Art der Sozialisationsbedingungen abhinge. Mit dieser Annahme würde ein wichtiger Zweig der Emotionsforschung ignoriert, der davon ausgeht, daß die Entwicklung von Emotionen und deren Handlungswirksamkeit (also die Ontogenese und die Aktualgenese) von biologischen Prozessen mit bestimmt sind. Die Annahme universeller Grundemotionen wird aus biologischer und phylogenetischer Sicht sowie aufgrund neurophysiologischer Befunde gestützt (vgl. Bischof 1989). Es ist heute davon auszugehen, daß angeborene Prozesse (biochemische Prozesse zwischen den Synapsen bei der Übertragung von Erregung und genetische Faktoren) die Genese von Emotionen mit beeinflussen.

Soziobiologisch fundierte Annahmen universeller Funktionssysteme von Emotionen werden vielfach kritisiert, insbesondere von Kulturpsychologen, die die in der Sozialisation vermittelten kulturellen Erfahrungen als zentral ansehen. Kulturvergleichende Studien zeigen zwar, daß bestimmte diskrete Emotionen wie Ärger, Angst und Ekel von Angehörigen verschiedener Kulturen „richtig“ erkannt werden (Ekman 1993). Jedoch sind sich Psychologen nicht einig, welche Emotionen zu den zentralen universellen Emotionen gehören, und ob der mimische und sprachliche Ausdruck von Emotionen valide auf zugrunde liegende psychische Phänomene der Art und Intensität von Emotionen schließen läßt (vgl. Wierzbicka 1995). Kulturpsychologen bezweifeln die Annahme der Universalität von Emotionen, weil

sozio-kulturelle und historische Besonderheiten in Entstehen und Funktion von Emotionen eingehen (Harée 1986).

Als theoretische Positionen sind die biologisch fundierte und die konstruktivistische Sichtweise alleine zu einseitig. Der heutige Forschungsstand erlaubt nicht, Fragen zur Genese von Emotionen im Sinne einer „nature-nurture“-Kontroverse zu beantworten (vgl. Trommsdorff 1993). Vielmehr ist davon auszugehen, daß die Entwicklung individueller Differenzen von Emotionen genetisch beeinflusst ist, wobei komplizierte Wechselwirkungsprozesse zwischen biologischen und Umweltbedingungen erfolgen, die spätestens mit der Geburt auf die Entwicklung des Menschen einwirken (vgl. Pekrun in diesem Heft). In methodisch höchst anspruchsvollen Zwillingsuntersuchungen zeigt sich im übrigen, daß die genetischen Bedingungen im Laufe der Entwicklung zunehmend wirksam werden. Welche biologischen und Umweltbedingungen in welcher Weise die Entwicklung beeinflussen, ist jedoch auch in bezug auf die Entwicklung von Emotionen ungeklärt.

Die Beiträge dieses Heftes wollen und können dazu keine Antworten geben. Auch die Frage, ob die Emotionsforschung eher durch universelle oder eher durch relativistische Ansätze zu einem Erkenntnisfortschritt gelangt, kann durch die vorliegenden Beiträge nicht beantwortet werden. Vielmehr geht es in den vorliegenden Beiträgen darum, ausgewählte relevante Aspekte der Thematik zu behandeln und Fragen der Sozialisation von Emotionen und deren Regulation unter dem Aspekt der Sozialisationsforschung, der Entwicklungs- und der Pädagogischen Psychologie zu diskutieren.

Ulich, Volland & Kienbaum verstehen Emotionen als Ergebnis der individuellen Verarbeitung von emotionalen Erlebnissen und behandeln in ihrem Beitrag zur Sozialisation von Emotionen verschiedene Erklärungskonzepte am Beispiel von ausgewählten Emotionen. Den Autoren geht es darum, wie kulturelle und gesellschaftliche Erwartungen einerseits mit individuellen Emotionen andererseits verknüpft werden. Dabei werden Konzepte der „kulturellen Typisierung“, der „Erziehungstheorien“ und der „emotionalen Schemata“ behandelt. Die Wirksamkeit emotionaler Schemata wird an kulturvergleichenden Studien veranschaulicht und Fragen zum Zusammenhang von Emotionen und Handeln werden beispielhaft an Untersuchungen zum Mitgefühl diskutiert. Die Autoren gehen von Wechselwirkungsprozessen zwischen Sozialisationsbedingungen (wie elterlichen Erwartungen) und emotionalen Reaktionen der Kinder aus, die z.B. über „internale Arbeitsmodelle“ vermittelt werden. Solche Arbeitsmodelle liegen einerseits der Interaktion zwischen Eltern und Kindern zugrunde und andererseits werden sie dort aufgebaut. Hier können kultur- sowie geschlechtsspezifische Unterschiede in der emotionalen Entwicklung entstehen.

Mit seinem Beitrag zur Sozialisation von Leistungsemotionen aufgrund einer kritischen Literaturübersicht legt Pekrun dar, daß Einflüsse von genetischen Bedingungen und von Wechselwirkungen zwischen Person und Umwelt – d.h. also auch der Einfluß des Verhaltens von Kindern und Schülern auf ihre Lernumwelt bis hin zu negativen Rückkoppelungen – bisher unzureichend berücksichtigt worden sind. Dies gilt für die Sozialisationsforschung

insgesamt sowie auch die Forschung zur Sozialisation leistungsbezogener Emotionen wie z.B. für Prüfungsangst. Andere Leistungsemotionen wie z.B. Freude, Stolz, Scham, Traurigkeit, Bewunderung oder Mitgefühl sind in der bisherigen Forschung ganz vernachlässigt worden, obwohl sie in Leistungssituationen in der Schule und in anderen Kontexten, z.B. am Arbeitsplatz wirksam sein müßten. Dies ist umso problematischer, wenn man wie Pekrun die Funktion von Emotionen in der Realisierung flexibler Reaktionen auf subjektiv wichtige Situationen sieht. In seinem sozialkognitiven Entwicklungsmodell diskutiert Pekrun theoretische Grundlagen für die Entstehung prospektiver und retrospektiver Emotionen, wobei die nahe und ferne Sozialisationsumwelt in Wechselwirkung mit individuellem Handeln behandelt wird. Die von Pekrun aufgeworfenen Fragen zur Genese von Leistungsemotionen ergeben interessante Anknüpfungspunkte zum folgenden Beitrag zur Emotionsregulation von Friedlmeier etwa in der Richtung, wie negative, leistungshemmende Emotionen (wie Angst) frühzeitig so reguliert werden können, daß deren leistungsmindernde Effekte ausbleiben.

Friedlmeier diskutiert in seinem Beitrag die Entwicklung von Emotionsregulation, d.h. der Fähigkeit und Bereitschaft, eigene Emotionen in Intensität, Qualität und Ausdruck zu verändern und zu kontrollieren bzw. selbst zu steuern und damit bestimmte Aspekte von Handlungskontrolle zu erwerben. Die Regulation von Emotionen ist insbesondere relevant für negative Emotionen (z.B. Angst, Distress). So kann in bestimmten sozialen Kontexten der Ausdruck bestimmter Emotionen nicht angemessen sein oder das Erleben negativer Emotionen kann erwünschte Handlungserfolge blockieren. Bei der Untersuchung zu den Bedingungen erfolgreicher Emotionsregulation ist zwischen dem Ausdruck und dem Erleben von Emotionen zu unterscheiden. Offenbar entwickelt sich die Fähigkeit zur Emotionsregulation universell im Übergang von interpsychischer zu intrapsychischer Regulation im sozialen Kontext, zunächst mit Unterstützung der primären Bezugsperson. Allerdings bestehen deutliche Kulturunterschiede darin, wie Fähigkeiten zur Emotionsregulation vermittelt werden: empirische Studien zum Vergleich der Entwicklung von Emotionsregulation in sozial- und individualorientierten Kulturen zeigen, daß dies vor allem mit der unterschiedlichen Qualität der Mutter-Kind-Beziehung sowie des Selbst zusammenhängt, daß keineswegs unidirektionale Einflüsse bestehen, und daß die Sozialisationsprozesse kontextspezifisch erfolgen.

Die vorliegenden Beiträge tragen zu einem besseren Verständnis der Wirksamkeit von Sozialisationsbedingungen für die Emotionsentwicklung einschließlich der Emotionsregulation bei. Es werden einerseits Defizite der Sozialisations- und Emotionsforschung deutlich und andererseits auch die Fruchtbarkeit dieser Forschungsrichtung für grundlagentheoretische Fragen zur Ontogenese und Aktualgenese von Emotionen sowie für Fragen der Lösung pädagogischer und praktischer Probleme. Die Wirksamkeit von Emotionen für verschiedene Verhaltensbereiche, z.B. für Leistungshandeln oder für prosoziales Verhalten, stellt die Sozialisationsforschung vor die Aufgabe, Erklärungsansätze der Sozial-, Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie aufzugreifen und zu integrieren.

Insgesamt wird mit den Beiträgen dieses Heftes deutlich, daß die Sozialisation von Emotionen noch vor einer Reihe von Forschungsfragen steht, die die Grundlagen der Emotionsforschung berühren und die relevant sind für entwicklungspsychologische und pädagogische Fragen der Funktion von Emotionen für soziales Handeln im sozialen Kontext.

### **Literatur**

- Bischof, N. (1989): Emotionale Verwirrungen: oder Von den Schwierigkeiten im Umgang mit der Biologie. In: Psychologische Rundschau, 40, 188-205
- Ekman, P. (1993): Facial expression and emotion. In: American Psychologist, 48, 384-392
- Harée, R. (1986): The social construction of emotion. Oxford: Blackwell.
- Trommsdorff, G. (1993): Entwicklung im Kulturvergleich. In: Thomas, A. (Hrsg.): Kulturvergleichende Psychologie: Eine Einführung. Göttingen: Hogrefe, 103-143
- Trommsdorff, G. / Friedlmeier, F. (in Vorb.): Emotionale Entwicklung im Kulturvergleich zwischen Japan und Deutschland. In Friedlmeier, W. / Holodynski, M. (Hrsg.): Emotionale Entwicklung. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Wierzbicka, A. (1995): Emotion and facial expression: A semantic perspective. In: Culture & Psychology, 1, 227-258